

Franziska Löpfe

La Catherine

Stadt Land Roman



verlag die brotsuppe

Franziska Löpfe
La Catherine

verlag die brotsuppe



Franziska Löpfe

La Catherine

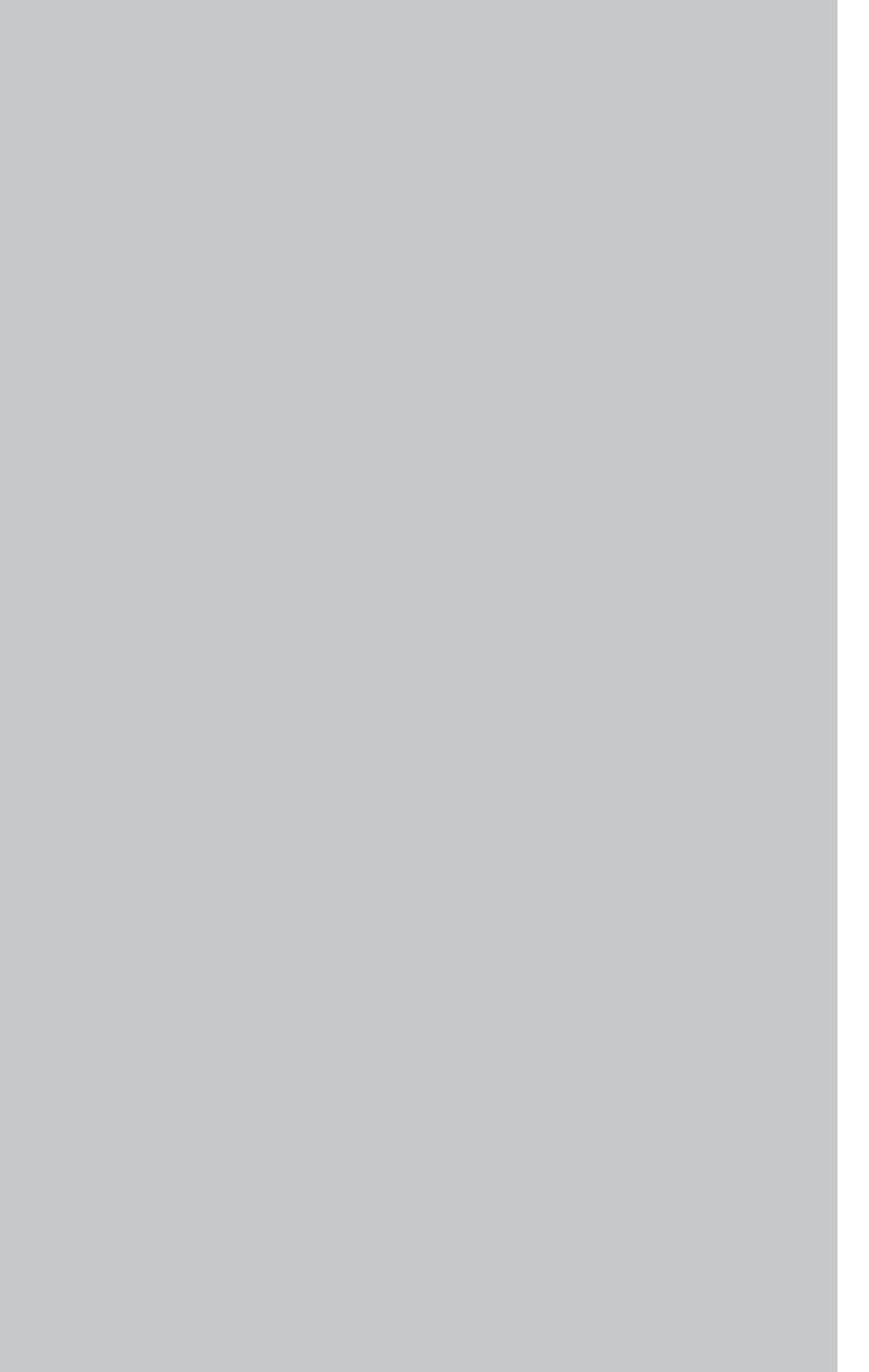
Roman

verlag die brotsuppe

für Vera, Emilie und Esther







1

Frühjahr 1970

Das Gebimmel des Signals verstummt, der kleine rote Zug mit den drei Wagen kommt quietschend zum Stehen. Ich schaue mich um. Vor mir, etwas unterhalb, liegt mein Dorf mit seiner alles überragenden Kirche, hinter mir braungebrannte kleinere Häuser und Ställe. Sie kauern am steilen Hang, wie böse Geister starren sie auf mich und meinen Koffer aus geflochtenem Bast, der von zwei Lederriemen zusammengehalten wird. Ich packe ihn am Holzgriff, hieve ihn die zwei Stufen hoch auf die Plattform, steige hinterher und verstaue ihn im Gepäcknetz. Dann setze ich mich in Fahrtrichtung hin, betrachte die anderen Passagiere, die ich alle kenne wie sie mich. Es sind Arbeiterbauern, die in die Düngemittelfabrik Lonza fahren, um zusätzliches Geld zu verdienen. Zwanzig Jahre früher ging noch niemand in eine Fabrik arbeiten, alle Lebensmittel und einen grossen Teil der Gebrauchsgüter stellten meine Vorfahren selber her, Getreide, Milch und Fleisch, Gemüse, Obst, Wolle, Hanf und Leinen für die Kleider, Leder für die Schuhe. Bloss Salz

und Eisenwaren mussten sie kaufen oder tauschen. Heute brauchen wir Geld. Wir sind modern geworden.

Als der Zug zu ruckeln beginnt, schaue ich zurück, sehe eine Gruppe Kinder mit Taschentüchern winken. Mein jüngerer Bruder Arnold und vier meiner kleinen Schwestern stehen auf dem Kirchplatz vor unserem Elternhaus, das vom Pfarrhaus fast verdeckt wird. In diesem Haus wurden wir alle geboren. Schnell stehe ich auf, ziehe das Fenster herunter, so weit wie möglich, winke zurück. Arnold will bald nachkommen, doch die kleinen Schwestern werden ganz auf sich gestellt sein. Ich werde sie vermissen, doch die Erleichterung überwiegt. Ich werde mich nicht mehr um sie zu kümmern brauchen. Der Fahrtwind trocknet meine Tränen, bevor sie über die Wangen rollen können. Als das Haus hinter der nächsten Kurve verschwindet, setze ich mich wieder hin. Von nun an schaue ich nur noch nach vorn. Ich bin sicher, dass sich der Vorhang beim Küchenfenster nicht bewegt hat.

Meine Mutter will mir nicht Adieu sagen. Sie lässt mich ohne Segen ziehen. Sie will nicht einmal heimlich sehen, wie ich wegfahre. Vater hat irgendwann nachgegeben, den Vertrag für das Haushaltslehrjahr in Genf unterschrieben. Nun beim Abschied steckt er mir eine Zwanzigernote zu, viel Geld, für mich und für ihn, sagt, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, »à Dieu«.

Mir ist nicht nach Versöhnung. Ich habe seine andere Prophezeiung im Ohr: Du wirst wie alle

anderen rauschgiftsüchtig oder schwanger aus Genf zurückkommen. Das ist ein Fluch.

Mein grosser Bruder ist mir böse. Er bleibt. Er soll die Landwirtschaft übernehmen. Immerhin darf er an die Bauernschule. Im Dorf sind sie der Meinung, ich ginge in die Stadt, weil mir ihre Gesellschaft zu wenig sei. Stimmt. Ich wolle halt keinen Hiesigen heiraten, habe sowieso nur Kino und Tanzen im Sinn. Stimmt. Aber bin ich eine Schlampe, wenn ich eigenes Geld verdienen will, etwas lernen, vorwärtskommen, Spass haben? Ich käme bestimmt mit einem Lackaffen aus der Stadt zurück, sagen sie. Stimmt nicht. Mein Bruder schämt sich meiner wegen, verleumdet mich. Auch seiner wegen meidet mich die Dorfjugend. Seit feststeht, dass ich wirklich gehe.

Besonders schlimm, bei allen Kämpfen, hatten sich meine beiden älteren Schwestern benommen. Unter Tränen hatten sie mich gebeten, dem Familienfrieden zuliebe dort zu bleiben und nachzugeben. Wäre es nach ihnen gegangen, hätte ich auf Mutter hören sollen. Heuchlerinnen, alle beide, denn eigentlich kam es ihnen gerade recht, dass Mutter damit drohte, nicht mehr meine Mutter sein zu wollen, wenn ich wegginge, um bei fremden Leuten zu dienen. Ich bin ihre älteste Tochter und ihr die liebste. Meine Auseinandersetzungen mit dem Vater hatten Ringkämpfen geglichen, die Schwestern hatten gespannt zugeschaut, schadenfreudig, wenn ich im Sägemehl lag und anfeuernd, wenn ich gut parierte. Wirklich geholfen haben sie mir nie.

Ich bin fast auf den Tag genau sechzehn Jahre alt und will nie wieder zurückkommen.

Ich hoffe, in Genf Menschen zu finden, solche wie unsere früheren Nachbarn aus der Stadt, die wegen des Kraftwerks ins Tal gekommen waren und schon wieder weg sind. Ich will einen Beruf lernen, Geld verdienen und mir die vielen schönen Dinge kaufen, die ich bei ihnen gesehen habe.

In vier Stunden werde ich in Genf ankommen und von meiner Lehrmeisterin abgeholt werden. So ist es ausgemacht. Schau ich aus dem Fenster, ziehen bekannte Dörfer und Weiler an mir vorbei, die vertraute Landschaft, ein letztes Mal. Bequem ist es, so zu reisen, statt mit schweren Lasten unterwegs zu sein, mit den Geschwistern und den Tieren und einer Strickarbeit dabei.

Ich bin müde, muss bald umsteigen. Vom Bahnsteig der Furka-Oberalp-Bahn in Brig eile ich über den mächtigen Platz zum Bahnhof der Schweizerischen Bundesbahnen, frage einen Schaffner nach dem richtigen Gleis. Der Schnellzug nach Genf steht bereit. In einem leeren Viererabteil lasse ich mich erschöpft auf den Sitz fallen und schlafe sofort ein.

2

Ein luftiger Berg aus Seifenschaum wuchert vor meinen Augen über den Rand des Chromstahlbeckens. Ein Knistern ist zu hören, einzelne Blasen platzen. Ich bin fasziniert. Kann so ein Schaumberg die ganze Küche ausfüllen, in Madames Salon dringen, in Monsieurs Studierzimmer? Diese Vorstellung bringt mich zum Lachen.

»Nicht zu viel, es soll nur leicht schäumen«, hatte mich Madame in der fremden Sprache angewiesen. Ich verstehe fast alles, was sie mir mit schnellen Worten sagt, mit Gesten vormacht. Aber heute will ich viel, viel Schaum haben. Ich spritze mehr Spülmittel ins Becken, drehe den Hahn wieder auf. Der Schaum türmt sich. Ich schnappe danach, werfe Fetzen davon in die Luft, fühle mich wie damals, als die Nachbarskinder aus der Stadt mit uns Seifenblasen geteilt hatten. Sie hatten von ihrer Mutter so viel flüssige Seife für ihre Blechröhrchen erhalten, wie sie nur wollten. Schön waren sie gewesen, diese schwebenden, im Sonnenlicht glänzenden Seifenblasen. Wir hatten versucht sie zu fassen, was uns

manchmal gelang. Doch in unseren Händen waren sie sofort zerplatzt, unermüdlich prüften wir immer und immer wieder, ob sie nicht ein einziges Mal ganz bleiben könnten. Doch war es nicht gerade das Platzen der Glitzerkugeln gewesen, das uns Kinder trotz der kleinen Enttäuschung immer wieder vor Lust hatte aufjauchzen lassen?

Ich bin nun die Bonne hier und muss vieles tun, was mir ein wenig lächerlich vorkommt. Noch keine einzige richtige Arbeit gab es zu verrichten. Nie sind wir draussen. Sie haben ja keine Tiere in der Stadt. Nichts, was ich von der Mutter gelernt habe, gilt hier. Beim ersten Mal Abwaschen, an meinem Reisetag, stand ich vor einem Geschirrberg aus Tellern und Tellerchen, Schalen und Schälchen, diversem Besteck und verschiedenen Gläsern. Ich suchte vergeblich nach dem Kessel mit dem Schweinefutter. Die Essensreste, auch Brotreste, kippt Madame von den Tellern und Schüsseln in den Kehricht und spült das Geschirr kalt ab. Alles weg, durch den Ausguss. Danach füllt sie ein Chromstahlbecken mit handwarmem Schaumwasser, ins andere daneben kommt kochend heisses Wasser.

»Gläser, Besteck, Teller und Schüsseln musst du in dieser Reihenfolge, das ist wichtig, im warmen Wasser mit Spülmittel waschen, dann mit heissem Wasser nachspülen. Die Pfannen kommen zuletzt. Stell alles auf das Gitter, so kann das Wasser abtropfen. Madeleine wird dir helfen, bis du es alleine kannst, sie wird mit dir abtrocknen und die Sachen im Geschirrschrank verstauen.«